



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., K.: Der Römerstaat : 3. Vom Stadtstaat zum Weltreich : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kapitalisten und Arbeiter haben zum Teil entgegengesetzte Interessen. Industrie und Landwirtschaft auch. Sie sind wie zwei Schiffe, die nur mit Mühe nebeneinander auf dem engen Ströme treiben können. Zwischen diesen Parteien entscheiden, darin liegt die Gefahr. Aber diese Klassegegensätze sind einmal da. Man respektiere sie als Wirklichkeiten. Sie gehören auf die politische Bühne. Es ist besser, sie dort ausgeführt zu sehen, statt wesensloser Schattenspiele auf der parlamentarischen Wand. Freilich sollen sie sich nicht bis zur Abfuhr bekämpfen, sondern sie sollen nur einen Prozeß gegen einander führen vor dem Richterstuhl der höhern staatlichen Interessen. Richter ist in letzter Instanz der Träger der Hohenzollernkrone. Er wird die Seite wählen, die für die Zukunft unsers Volkes sicht. Es giebt ein hochpolitisches Motiv, sich zur Zeit für die Landwirtschaft zu entscheiden. Wenn sich der Verdienst des Landbaus wieder bessert, wird die Landflucht zum Stehn kommen. Dann ist die Polengefahr abgewandt, und dann erst haben wir die Hände ganz frei für die Weltpolitik auf dem Meere.

Sch.



Der Römerstaat

3. Vom Stadtstaat zum Weltreich

(Schluß)



u dem ersten Verfassungsfehler, daß der gesamte dritte Stand, die Masse der freien Bevölkerung, vom politischen Leben ausgeschlossen blieb, kam der zweite, daß es keine Erbdynastie gab. Freilich war dieser Fehler mehr durch die geschichtliche Entwicklung als durch die ungeschriebne cäsarische Verfassung verschuldet. Augustus hat ja darauf hingearbeitet, eine Dynastie zu begründen. Der Plan scheiterte an seinen elenden Familienverhältnissen, aber auch wenn er geglückt wäre, hätte es nicht viel genützt, denn was das Reich brauchte, war eine schon befestigte und eingelebte Erbdynastie, und die ließ sich doch nicht plötzlich herbeizaubern. In einer befestigten Erbdynastie helfen die Traditionen des Hauses, die Anhänglichkeit des Volkes und der Stamm treuer, tüchtiger und verständnisvoller Diener, den sich frühere gute Regenten herangebildet haben, über die Verlegenheiten und Schwierigkeiten hinweg, die ein schlechter oder unfähiger Sprößling des Hauses oder eine Reihenfolge von solchen erzeugt, und daran fehlte es nun, als dieses Unglück schon kurze Zeit nach des Augustus Tode eintrat. Verwundrung konnte der ausbrechende

Cäsarenwahnsinn*) kaum erregen. Wenn man bedenkt, wie verrohend die unaufhörlichen Kriege und das Verkaufen von ganzen Einwohnerschaften auf dem Sklavenmarke gewirkt haben müssen, und daß in den Bürgerkriegen, bei den Proskriptionen, auch das Bürgerblut in Strömen geflossen war, daß der Anblick von Schlächtereien im Zirkus dem Volke als höchstes Vergnügen galt, und daß sich die rohern unter den Vornehmen denselben schlechten Geschmack angewöhnt hatten, daß der Reiche über eine Schar von Sklaven frei verfügte, die seiner Grausamkeit und Wollust schutzlos preisgegeben waren, denn nach Cato hat kein Zensor mehr etwas gegen den Strom der Zeit vermocht; daß die Griechen und die Asiaten an unvernünftige Despotenherrschaft gewöhnt waren und eine leidlich vernünftige als ein Geschenk der Götter begrüßten, daß der römische Stadtpöbel von Sklavensinn besetzt, der Bestand der edeln Geschlechter durch Kriege und Proskriptionen stark vermindert und der Rest durch ein üppiges Genußleben sittlich geschwächt war, wenn man das alles zusammenhält, so findet man nichts natürlicher, als daß ein Mann, dem unter solchen Umständen die absolute Gewalt über etwa sechzig Millionen solcher Menschen zufällt, das seelische Gleichgewicht verliert und überschnappt.

Man muß es dem Tiberius sogar hoch anrechnen, daß er das seelische Gleichgewicht noch so lange zu wahren imstande gewesen ist. Er war von väterlicher wie von mütterlicher Seite ein Claudier, hatte also heißes, wildes Blut und einen hochfahrenden Sinn geerbt. Nachdem er sich in Kriegen große Verdienste erworben hatte, hatte er kränkende Zurücksetzung erfahren, und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn er sich schon gleich nach dem Antritt der Herrschaft — von Thronbesteigung kann man in dieser Zeit noch nicht reden — für den Zwang schadlos gehalten hätte, den er sich zu des Augustus Lebzeiten hatte auflegen müssen. Aber er beherrschte sich weiter und bot alle seine Kräfte auf, im Sinne des Augustus fortzuregieren. Leider fehlte es ihm an jeder Hilfe. Statt von weisen Ratgebern und pflichteifrigen Beamten sah er sich von hündischen Schmeichlern und ekelhaften Denunzianten umgeben, den Senat konnte er nicht dazu bringen, seinen Anteil an der Staatsverwaltung und Verantwortung auf sich zu nehmen und ihm gegenüber unabhängige Überzeugungen zu vertreten, und nachdem er das inne geworden war, verwünschte er jedesmal beim Verlassen des Senats in griechischer Sprache diese „fnecht selige“ Gesellschaft. Man lese nur — um von vielen Zeugnissen wenigstens eins anzuführen — die schöne Rede Tibers im Senat (Annalen IV, 37 bis 38), mit der er das Gesuch der Spanier, ihm einen Tempel errichten zu dürfen, und überhaupt alle göttlichen Ehren zurückweist, und die Bemerkung des Tacitus, einige hätten zwar seine Bescheidenheit gelobt, viele aber diese Verachtung des

*) Die wenigsten werden heute noch wissen, daß es Gustav Freytag ist, der in der Berliner Handschrift die Krankheit auf diesen Namen getauft hat.

Ruhms für ein Zeichen von Entartung erklärt, wer den Ruhm verachte, der verachte auch die Tugend. Was Wunder, daß er sich zuletzt sagte: Es lohnt nicht, sich für diese Menschen abzulagen; daß er die Regierungsgeschäfte Günstlingen überließ und einen Teil des verächtlichen Gefindels, das ihm zu Verfügung stand, seinen niedern Trieben opferte. Das Urteil des Schmeichlers Vellejus Paterculus kommt ja nicht in Betracht. Aber wenn Tacitus und Sueton mit der Masse der Zeitgenossen aus dem Lasterleben auf Capri schließen, daß alles Gute, was Tiberius in den ersten Jahren seiner Regierung gesagt und gethan hat, nur Verstellung gewesen sei, so beweisen sie damit nur, daß sie schlechte Psychologen sind. In jedem Menschen leben Geist und Fleisch, und als es Tiberius satt hatte, das Fleisch um nichts und wieder nichts, wie ihm schien, zu beherrschen, da ließ er ihm die Zügel schießen. Daß ein edler und starker Geist in ihm gelebt hat, dessen Gewissen der Schlamm seiner Lüste nicht zu ersticken vermochte, beweist sein kurzer Brief an den Senat (Annalen VI, 6), worin er bekennt, daß er Höllenpein leide. Der Narr Caligula war leiblich entartet. Nero aber mußte schlecht werden, weil er in der greulichen Weibewirtschaft am Hofe des guten Trottel Claudius aufwuchs, und Seneca scheint weniger darauf bedacht gewesen zu sein, die bösen Neigungen seines Bögling zu überwinden, als ihn zu lehren, wie man seine Laster mit philosophischen Redensarten beschönigen und in Tugenden verwandeln kann. Ist er doch mit Burrus zusammen dem Kaiser zur Ausführung des Muttermords behilflich gewesen, nachdem der erste Anschlag mißglückt war. Freilich scheinen beide Ratgeber der Ansicht gewesen zu sein, daß Neros Leben vor der Megäre nicht anders geschützt werden könne. Übrigens beweist Neros Angst bei diesem Muttermorde und sein Bestreben, die eigne Schuld zu verheimlichen, daß Scham und Gewissen in seinem Herzen noch nicht vollständig erstorben waren, daß also sein Cäsarenwahnsinn noch nicht die vollendete Ruchlosigkeit bedeutet, die man bei Verbrechern häufig findet. Von Tiber schreibt Tacitus, bei Lebzeiten seiner Mutter habe es eine Zuflucht vor seinen Despotenlaunen gegeben, denn die Gewohnheit des Gehorsams gegen sie sei tief gewurzelt gewesen, und Sejanus habe nicht wagen dürfen, gegen ihren ausgesprochenen Willen zu handeln; Tiberius war bei ihrem Tode siebenzig Jahre alt! Wenn aber Nero keine Doppeltehe einzugehn, die Pryppäa nicht förmlich zu heiraten wagte, ehe er sich von Octavia hatte scheiden lassen, und wenn die Verstoßung dieser edeln Frau allgemeine Entrüstung erregte, so sieht man daraus, wie hoch die sittlichen Anschauungen dieser verderbten Römer noch über denen der frommen Männer gestanden haben, die die Geschichte des König David geschrieben haben, denn abgesehen von dem an Urias begangnen niederträchtigen Meuchelmorde werden ihm seine polygamen Noheiten nicht zum Vorwurf gemacht. Und die geordnete Provinzverwaltung ist in dieser dunkeln Periode der römischen Kaisergeschichte nicht gestört worden. Tiberius schrieb (nach Sueton: Tiberius 32) Statthaltern,

die Erhöhung der Abgaben beantragten, ein guter Hirt schere seine Schafe, aber er schinde sie nicht, und Statthalter, die ihre Amtsgewalt zur Unterdrückung oder Ausplünderung der Unterthanen mißbrauchten, wurden unter allen vier Claudiern verurteilt. Die einmal eingerichtete Verwaltungsmaschine arbeitete fort nach den Grundsätzen des Octavianus, die doch einer beträchtlichen Zahl von Senatoren, Rittern und Freigelassenen des Kaiserhauses in Fleisch und Blut übergegangen sein müssen, und die Kaisergruel wie die Sittenverderbnis blieben auf die Stadt und den Hof beschränkt. Als einmal in einer der skandalösen Theater Vorstellungen, in denen sich Nero prostituierte, Provinziale anwesend waren, Italiker von altem Schrot und Korn, da fanden diese den Anblick unerträglich und weigerten sich, Beifall zu klatschen, was ihnen von den Soldaten Hiebe eintrug.

Die Schwäche des Senats und das Verderbnis des klaudischen Hauses machten die Soldaten zu Herren der Lage. Nach einigen unglücklichen Wahlen trafen sie mit der Erhebung der Flavii, deren plebejische Geschäftskunde sich den Staatsfinanzen nützlich erwies, eine fürs Reich ersprießliche Entscheidung, und von Nerva ab gewährte die Praxis der Adoptionen, von trefflichen Männern geübt, für das Fehlen der Erbmonarchie auf hundert Jahre mehr als Ersatz. Dann rissen die Soldaten zwar wieder die Herrschaft an sich, Niaten bestiegen den Thron, auf dem sich nun echter Despotengeist und echt-asiatisches Laster dauernd niederließen, aber unter all diesem Unrat arbeitete der noch nicht erstorbne Römergeist fort in der Weiterbildung der Verfassung. Nachdem das römische Bürgerrecht schrittweise immer weiter ausgedehnt worden war, machte endlich Caracalla alle Unterthanen zu Bürgern, unter dem Vorwande, schreibt Dio Cassius, sie zu ehren, in Wirklichkeit aber, um aller Steuern gleich hoch schrauben zu können. Freilich bedeutete diese Erhebung aller Nichtsklaven auf die höchste Stufe der Freiheit jetzt nur noch die Gleichmachung aller in der Knechtschaft, und es bedurfte kaum noch der ausdrücklichen Freiheitsbeschränkungen von den Zeiten Diocletians an, dem Reiche den orientalischen Charakter aufzuprägen, der sich nach der Überflutung des Westreichs mit Barbaren in Ostrom festgesetzt und unter dem Namen des Byzantinismus den befreienden klassischen Traditionen als Unterströmung bis auf den heutigen Tag entgegengewirkt hat. Das zweite christliche Jahrhundert, die Zeit Trajans und der Antonine, kann man als die bezeichnen, wo das griechisch-römische Wesen die Barbarenländer so tief durchdrungen hat, daß es nicht mehr auszuwotten ist. Gibbon hat diese Zeit als die glücklichste gepriesen, die das Menschengeschlecht erlebt habe, und Mommsen wenigstens als die, wo ein großes Reich so gut regiert worden sei, wie kaum ein andres vor oder nach ihm. Neuere haben mit Recht bemerkt, Ruhe, Ordnung und materielle Wohlfahrt allein machten das höchste Glück der Völker nicht aus. Wenn sie dieses aber den Unterthanen der Antonine deshalb abstreiten, weil

sie allesamt in Laster versunken gewesen seien, so ist Otto Seeck in seinem bekannten Buche nicht dieser Ansicht, und das ungeheure, von Friedländer zusammengetragene Material scheint ihm Recht zu geben. Mag es sich nun mit der Sittlichkeitsfrage verhalten, wie es will, jedenfalls bedeutet das Glück dieser Zeit nur einen freundlichen Lebensabend, nicht die Wonne jugendlichen Kraftgefühls. Das römische Reich war von der Vorsehung dem Untergange geweiht. Es mußte, wie schon bei andern Anlässen dargelegt worden ist, aus zwei Gründen untergehn: um der Germanen und um des Christentums willen. Eines unüberwindlichen Römerreichs hätten eben die nordischen Barbaren nicht Herr werden können; die ungeheure Fülle von Kraft und edeln Anlagen, die in ihnen schlummerte, wäre unentfaltet geblieben, das Römerreich aber ein europäisches China geworden.

Auch das Christentum hätte nicht aufkommen können. Wer sich davon überzeugen will, wie notwendig dieses war, der lese nur das zweite von Ciceros Büchern über die Gesetze. Man kann nicht ohne Mitleid ansehen, wie sich ein Mann von seiner Bildungshöhe abmüht, das römische Religionswesen in Ordnung zu bringen, die Wahrsagerei und Zeichendeuterei zu rechtfertigen und zu untersuchen, welche Abstrakta man als Götter und Göttinnen verehren dürfe, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß man zwar Tugenden und Wesen wie die Hoffnung, den Zufall, die Erstgeburt zulassen dürfe, nicht aber so unanständige Personen wie die Schande, das Unglück und das Fieber. Aber es giebt Symbiosen, die man nicht auflösen kann ohne den Untergang der aufeinander angewiesenen Wesen, und eine solche war die zwischen dem römischen Staat und der römischen Religion. Alle guten Volkskräfte wurzelten in der Religion, und das Volk war nun einmal nicht imstande, sich die Gottheit anders als in den hergebrachten Personifikationen zu denken. Und durch die Apotheose der Kaiser, worin sich die Annäherung der abendländischen Kultur an die orientalische aussprach, wurde die Verbindung nur um so inniger. Man erinnere sich der oben erwähnten Thatsache, daß die Mehrheit das Widerstreben des Tiberius gegen die Vergöttlichung für das Kennzeichen eines schlechten Charakters hielt, und man wird es verstehn, daß die spätern Kaiser die Weigerung, ihren Bildsäulen zu opfern, für ein Staatsverbrechen, die Ausrottung des Christentums aber für ihre heilige Pflicht hielten. Die Weigerung, dem Genius des Kaisers zu huldigen, erschien gleichbedeutend mit der Verweigerung des Treueids, und da überhaupt jeder Vertrag durch die Anrufung der Götter bekräftigt wurde, so schien eine Gesellschaft ohne Götter jeder Bürgerschaft der Vertragstreue zu entbehren. Zudem waren die Christen wegen der Ängstlichkeit, mit der sie sich von allen auch obrigkeitlichen Veranstaltungen, die sie für sündhaft hielten, zurückzogen, und wegen ihrer Gleichgiltigkeit gegen alle weltlichen Dinge wirklich zu Trägern des Staatsgedankens wenig geeignet. Später hatte man zwar christliche Kaiser und ein Staatschristentum, aber dieser

byzantinische Wechselbalg ist nur eine Karikatur sowohl des Römerstaats wie des Christentums gewesen. Das Volk, namentlich das echt italische in allen seinen Schichten von den senatorischen Geschlechtern bis zu den AbruZZenbauern, blieb den alten Göttern treu, und es erschien jedermann selbstverständlich, daß mit der Staatsreligion auch der Staat zu Grunde gehn müsse, so verschieden auch die Thatsache von Heiden und Christen gedeutet wurde.

Also, der Römerstaat mußte zerfallen, damit neue Bildungen emporkämen, und der Zerfall war dadurch gesichert, daß dem Riesenleibe keine Lebenskraft mehr inne wohnte. Die Völker, das italische eingeschlossen, hatten den Unabhängigkeitsfönn und damit das schöpferische Denken und Streben eingebüßt; sie konnten noch gehorsame Untertbanen sein, aber keine politischen Neuschöpfungen mehr hervorbringen. Und den Weg in das Gebiet, dessen unruhige Veränderlichkeit heute die Völker in Aufregung und Spannung erhält, fortwährende wirtschaftliche Umwälzungen hervorbringt, die die Menschen zu immer neuer Thätigkeit und zu neuen Plänen zwingen und auch politische Umwälzungen im Gefolge haben, das Gebiet des technischen Fortschritts und der Erfindungen hatten sie sich versperrt. Die Entdeckungen der großen griechischen Naturforscher und Astronomen, die Erfindungen der Mathematiker und Physiker waren ins Wasser gefallen. Die Masse blieb dabei, alle Dinge unmittelbar von den Göttern leiten zu lassen und die Gewerbe in der von den asiatischen Urvätern überkommenen Weise weiter zu betreiben. Auch die Bevölkerungsverhältnisse nötigten zu keiner Gehirn- oder sonstigen Anstrengung. Das Reich war eher zu dünn bevölkert als überbevölkert. Die Sklaverei war der Volkszunahme nicht günstig; Seuchen gegenüber war man so wehrlos wie im Mittelalter, und die Vornehmen, wohl auch schon die Leute des Mittelstands, klug und bequem wie die heutigen Franzosen, vermieden es grundsätzlich, sich die Last einer großen Kinderschar aufzubürden und ihren Besitz zu zerstückeln. So führte man unter den bessern Kreisen ein bequemes Leben in Ruhe und Sicherheit, aber ohne Schwung, ohne Ideale, ohne Zukunftspläne, ohne Ziele, ohne andern Zweck, als den Tag für den Genuß auszunutzen; die wissenschaftliche und die künstlerische Thätigkeit beschränkte sich auf Wiederholungen und Nachahmungen. Eine Bevölkerung ohne Zukunftshoffnung und Zukunftspläne hat auch keine Zukunft; mit der Spannkraft hat sie die Widerstandskraft verloren. Der Kampf gegen die um die Grenzen herumschwärmenden Barbaren ging allmählich in ihre Benutzung über. Man gebrauchte sie als Kolonisten, als Soldaten, mitunter bezog man von ihnen den Herrscher, und so ins Reich aufgenommen haben es diese Barbaren allmählich von innen heraus aufgelöst. Aber ehe dies geschah, hatte das Reich, vorzüglich in dem glücklichen zweiten Jahrhundert, seine providentielle Aufgabe erfüllt und Europa bis zum Pönnenwall hinauf mit der antiken Kultur durchtränkt. Es hatte alle Länder mit einer solchen Fülle von Nutzbauten und Kunstwerken überschüttet, daß sich die

Barbaren noch an dem der Zerstörung entgangnen Rest zu dem Zweige der technischen Kultur, in dem es die Alten zur Vollkommenheit gebracht hatten, emporarbeiten konnten. Es hatte den Barbaren die intensive Landwirtschaft gelehrt. Es hatte durch die Arbeit großer Juristen dem römischen Recht die endgiltige Form gegeben, in der es dann in die Sammlung des Justinian übergegangen und die Grundlage für das Rechtsleben der modernen Völker geworden ist, es hatte endlich im Stillen und Verborgnen die römische Hierarchie geschaffen, diese mit dem römischen Geiste erfüllt, und trotz der ursprünglichen Feindschaft zwischen Christentum und römischem Wesen jenes zum Kanal gemacht, durch den die alte Kultur, wenn auch stark umgewandelt, den Völkern solange zufloß, bis sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder entdeckt wurde und als Antrieb und Vorbild zu großartigen Neugestaltungen wirkte.

Gerade dieses wird ja nun freilich der abendländischen Kirche zum Verbrechen angerechnet. Man wirft ihr vor, sie habe den germanischen Geist und das germanische Recht durch die Einimpfung des römischen Wesens vergiftet, und man wirft dem heutigen Staate vor, er habe sich dem Banne dieses römischen Wesens noch nicht zu entziehen vermocht, lasse noch immer das deutsche Recht unter dem Einfluß des römischen verkümmern und richte die Jugend durch den unfruchtbaren Unterricht in den alten Sprachen und in der alten Geschichte zu Grunde. Wie weit die Vorwürfe begründet sind, die man gegen das heutige Gymnasium erhebt, ob es wahr ist, daß dessen Schüler vor lauter alter Geschichte die Geschichte unsers eignen Volks und dessen Helden nicht kennen lernen, und ob der Unterricht in den alten Sprachen auf zweckmäßige Weise betrieben wird, darüber habe ich kein Urteil. Das eine nur glaube ich zu wissen, daß eine gründliche politische Bildung ohne genaue Kenntnis der alten Geschichte nicht möglich ist, da gerade diese uns die Entstehung und den Verfall der Staaten, den Wert und Unwert der verschiedenen Verfassungen und Staatsformen, die Bedingungen des Gedeihens und des Wachstums der Staaten, die gegenseitige Abhängigkeit von Gebietsumfang und Staatsform in so einfachen, klaren und übersichtlichen Beispielen zeigt. Und wie wäre es denn möglich, die alte Geschichte einfach zu streichen, da die modernen Staaten aus dem Wurzelstock des Römerreichs herausgewachsen, von unsrer Kultur aber das Christentum und die antike Bildung die Grundbestandteile sind? Wo wollte man denn die Geschichte anfangen lassen? Sind die Ottonen zu verstehn ohne die Karolinger, diese ohne die Merowinger, und stehn wir nicht mit denen mitten in der Völkerwanderung, das heißt im römischen Reiche drin? Und was hätte es für einen Sinn, dieses Reich im Zustande der Auflösung zu beschreiben, die Zeit seiner Kraft und sein Wachstum aber unerwähnt zu lassen? Die deutschen Helden dann mögen zwar dem deutschen Jüngling seelenverwandter sein als die römischen und die griechischen, und ihre Kenntnis muß als Ehrensache gelten, für den Politiker aber ist die Kenntnis des römischen Staats wichtiger

als die der altgermanischen Gauverfassung und des frühmittelalterlichen Feudalstaats, denn der moderne Staat ähnelt mit seinem vorherrschend städtischen Wesen, seiner Bürokratie und seiner Militärverfassung viel mehr jenem als den Bauerngauen und den herzoglichen Gefolgschaften der Germanen des Tacitus oder dem aus übereinandergeschichteten Grundherrschaften bestehenden Reiche der Ottonen. Übrigens sind die germanischen Helden nicht durchweg erbaulich, die antiken im Durchschnitt nicht zu verachten.

Als Quintessenz der antiken Lebensauffassung, soweit sie für den Staat in Betracht kommt, kann man wohl die dem Geiste Platons entstammenden Worte ansehen, die Cicero den Genius des ältern Afrikanus zu dem träumenden Adoptivonkel sprechen läßt: den Geist möge er üben, die dem Himmel entstammende und zur Rückkehr in den Himmel berufne Lebenskraft. In der edelsten Thätigkeit möge er ihn üben, diese edelste Thätigkeit aber bestehe in der Sorge für das Wohl des Vaterlands. Desto rascher und sichrer werde die Rückkehr der Seele in die ewige Heimat von statten gehn, je mehr sie sich von den Empfindungen des eignen Leibes ab und der Betrachtung der umgebenden Dinge zuwende. Denn Seelen, die sich den leiblichen Genüssen hingäben, sich zu Dienerinnen der Wollust erniedrigten und in solchem Dienste das göttliche und menschliche Recht verletzten, müßten sich nach der Trennung von ihren Leibern viele Jahrhunderte lang im Erdenschlamm herumwälzen, ehe sie in die Heimat der Seligen gelangten. — Wer eine gute Darstellung der römischen Geschichte gelesen hat, der ist von ihrem Nutzen überzeugt. Aber wieviel gebildete Männer kommen in der heutigen politischen, Geschäfts- und Vergnügungsheiße dazu, ein größeres Werk durchzulesen? Deshalb habe ich diesen kleinen Versuch gewagt, der beweisen soll, daß es doch einigermaßen schade wäre, wenn man die Kenntnis der römischen Geschichte einfach wegwerfen wollte, um sich der Pflege der Dividenden, der Chilifalpeterdüngung, der Telegraphie ohne Draht, der elektrischen Straßenbahnen, des Heilserums, oder was dasselbe ist, der Höchster Farbwerkeaktien, der Plakatenfabrikation und unsrer übrigen Kulturerrungenschaften ungeteilt hingeben zu können.

Was aber die angebliche Verdrängung des germanischen Rechts durch das römische anlangt, so beruht sie meiner unmaßgeblichen Meinung nach auf Einbildung. Es ist richtig, daß die Juristen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert einige Auffassungen des römischen Rechts zur Knechtung des deutschen Bauernstands gemißbraucht haben, aber was man in der Polemik über diesen Gegenstand deutsch nennt, das ist nur die Eigentümlichkeit einer frühern, der naturalwirtschaftlichen Kulturstufe, und was man tadelnd römisch zu nennen pflegt, das ist das unsrer heutigen städtischen, geld- und kreditwirtschaftlichen Kulturstufe angemessene Spezifischrömische.

Die Schädigungen, die wir vom römischen Recht zu erleiden haben sollen, erscheinen mir sehr zweifelhaft, die Vorteile dagegen, die das Studium der

römischen Geschichte gewährt, unzweifelhaft. Der größte Nutzen aber, den die Beschäftigung mit der alten Geschichte stiftet, dürfte darin bestehen, daß sie von der providentiellen Leitung der Weltgeschichte überzeugt. Wo die Entwicklung der christlichen Zeit hinaus will, das wissen wir noch nicht, daher gelingt es auch nicht, von ihren einzelnen Abschnitten und Wandlungen den teleologischen Sinn zu erraten. In der alten Geschichte giebt's nichts zu erraten. Sie liegt abgeschlossen hinter uns, und ihr Zweck ist offenbar. Nur dem Verbohrten oder dem Oberflächlichen und Unwissenden kann er verborgen bleiben, und wer diese Geschichte und ihren Zusammenhang mit der neuern genau kennt, der kann nimmermehr dem Irrtum der materialistischen Geschichtskonstruktion verfallen.

K. J.



Briefe eines Zurückgekehrten

4



Ich liebe die Landschaften über alles, die uns in das Wesen eines Landes und in das Herz eines Volks einführen. Wir leben Monate unter einem Volke und glauben viel davon zu kennen, da erschließt sich uns das stille Heim irgend einer unscheinbaren Familie, und wir machen in den paar Zimmern, in den Hausgeräten, in dem vertraulich plaudernden Kreis offener Menschen, unter einem Baum oder vor einem Kamin Entdeckungen, die wir niemals geahnt hatten. Wir haben einen Blick in das Innerste des Volks gethan, gerade den Blick, der den meisten Besuchern fremder Länder so selten zu teil wird. Es giebt auch Landschaften, die uns so einführen. Newyork ist eine europäische Kolonie, die Umgebungen von Newyork haben nichts charakteristisches; erst eine Hudsonsfahrt bis Albany hinauf ist ein erster Schritt zur Kenntnis Nordamerikas. Aber doch nur ein Schrittlchen. Die Seebadeorte an der gegenüberliegenden Küste von Long Island sehen gerade so englisch aus, wie gewisse Straßen von Newyork deutsch. Ich habe einen tiefen Blick in das Eigentümliche von Nordamerika erst gethan, als ich in einem Landstädtchen von Neuengland lebte. Eine von Kanada kommende Lotterbahn warf mich auf einer grünen Wiese aus, die zu einem See von unwahrscheinlicher Bläue hinabzog. Diese Wiese war von rötlichen Granitriffen durchzogen, und am Ufer lagen lose Blöcke desselben Gesteins, auch diese aufdringlich rötlich. Sie schienen zu sagen: Diese Wiese möchte weich und schwellend sein, und dieser See möchte sich lieblich in den Himmel hinausdehnen. Es ist nichts damit. Wir sind in